

Das Unterhaltungs-Blatt

Tägliche Beilage des Wiesbadener Tagblatts

Nr. 312.

Montag, 23. November.

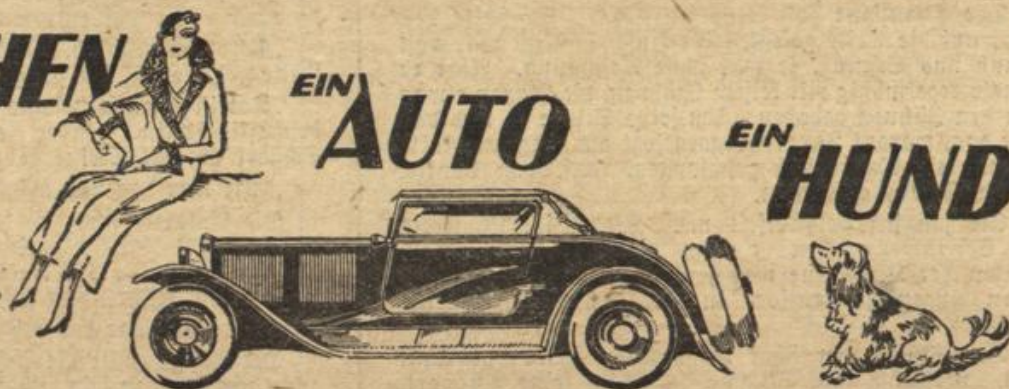
1931.

EIN
MÄDCHEN

EIN
AUTO

EIN
HUND

Copyright 1931 by Kaorr u. Hirth,
G. m. b. H., München.



ROMAN VON OLE STEFANI.

(8. Fortsetzung.)

Es war, nachdem sie die paar matten Laternen der Bahnstrecke hinter sich hatte, als würde es noch viel, viel dunkler. Sie fuhr in ein riesengroßes schwarzes Loch hinein, in einer erbärmlich kleinen Wolke von Licht, die ihren Scheinwerfern vorauslief.

„Und hier —“, dachte sie wieder plötzlich und sehr gegen ihren Willen — „hier hat Sid damals Hope gesehen — Daniel Hope!“

Janet schielte einen Augenblick lang seitwärts in die undurchdringliche Finsternis, dort wo weit hinter den Feldern das Zuchthaus von Reading liegen mußte. Dann drehte sie den Kopf scharf nach vorn. Sie versuchte über den Lichtkreis ihrer Scheinwerfer hinaus zu sehen, dahin, wo sich die Kuppe der kleinen Anhöhe vom Nachthimmel hätte abheben sollen — aber es war eine einzige, kaum unterscheidbare Dunkelheit.

Dennoch beugte sie sich auf einmal hastig über das Ventrab und riß erblappend den Fuß vom Gashebel. Sie hatte etwas gesehen.

„Ein Mann — ein Kerl!“ sagte sie atemlos vor sich hin und erschrak zum zweitenmal — diesmal über ihre eigene Stimme.

Der Wagen schnurrte langsam. Sie fühlte ihr Herz ungestüm klopfen. Wenn sie nur nicht so schrecklich allein gewesen wäre! „Tarla!“ dachte sie wieder, von großer Sehnsucht erfaßt.

Dann versuchte sie sich zusammenzureißen. Mit fliegender Hand öffnete sie die Seitenscheiben und setzte den Sucher in Tätigkeit, nur noch gerade so viel Gas gebend, daß der Wagen langsam vorwärtssam und nicht die leise Schräge zurückrutschte.

Der bewegliche Strahl der Laterne traf grell die Erhöhung der Landstraße ein paar hundert Meter weiter. Und er traf gerade noch die Gestalt eines Mannes, der zu winken schien — und im nächsten Augenblick nichts mehr.

Die Straße war leer. Der Mann war fort. Aber er war wirklich da gewesen. Unzweifelhaft. Jemand, der auf der Höhe gestanden hatte.

Sollte sie umkehren? Sie bremste hart. Der Wind sprang den kleinen Wagen an, der mitten auf der Chaussee stand. Das Klopfen ihres Herzens war unerträglich. Ihre Augen und Ohren waren aufs letzte angespannt. Die Zigarette verbrannte ihr die Lippen. Sie warf sie mit unsicherer Hand aus dem Wagen.

Janet kam über diesen tiefsten Punkt hinweg. Ihr eingesunkener Oberkörper straffte sich und ihre zittern-

den Lippen schlossen sich fest. Eine große Wut über sich selbst erfaßte sie. Damit hatte sie sich wieder in der Hand. „Donnerwetter nochmal!“ fluchte sie ungeniert vor sich hin. „Los — weiter! Und im Augenblick, wo du ihn siehst, alles Gas rein. Der Weg ist eben. In zehn Minuten bist du am Wirtshaus.“

Sie fuhr mit unwahrscheinlicher Sicherheit die Anhöhe hinauf. Den Sucher hatte sie aufgeblendet beibehalten. Er strich mit seinem harten weißen Lichtkegel über die leere Straße, den leeren Graben, ein paar leere Büsche. Sie war oben. Es schien nicht mehr ganz so dunkel. Sie fuhr etwas langsamer, niemand war zu sehen. Auch rechts und links nicht — soweit sie unterscheiden konnte. Und dann sah sie plötzlich einige hundert Meter vor sich niedrig am Boden ein gelbrotes Licht, das Schlußlicht eines Wagens — und da sie das Fenster noch von vorher offen hatte und ihr eigener Motor nicht sehr laut ging, konnte sie hören, wie ein Knattern aufschob und sich mit der schnell weggleitenden gelbroten Laterne entfernte.

„Na, also“, sagte Janet, unwillkürlich lächelnd. Sie fuhr wieder schneller, aber der Wagen vor ihr war stärker, in einer Minute war er aus ihrem Gesichtskreis verschwunden.

Sie war plötzlich herrlicher Laune. „Gute Nacht, Mister Hope!“ spottete sie in die Dunkelheit. Und während ihre linke Hand wieder nach dem Sucher tastete, um ihn auszuhalten, lenkte sie mit der rechten den Wagen um eine schmale Kurve herum.

Janet drehte den Sucher nicht weg. Ihre Hand hing einen Augenblick untätig aus dem Wagen. Denn das Licht fiel auf eine ungefüge Masse, die — fast quer über dem Weg — in einiger Entfernung vor ihr in der Dunkelheit sichtbar wurde.

„Um Himmelswillen —“, sagte sie bloß. Sie ahnte mehr, als sie sah. Es war ein Auto, das Ding da vorn, den Kühler ihr zugekehrt, halb im Graben. Das Erschreckendste aber war die ungewohnt schräge Stellung der beiden Lampen, die noch schwaches Licht gaben.

Sie fuhr langsam heran und spähte durch die Scheibe. Das Auto schien leer.

Und dann — in einer Entfernung von zehn Metern auf dem Boden — sah sie zuerst ausgestreckte Beine in Lederstulpen und dann den Mann, dem sie gehörten. Er lag mit halbem Leib im Graben, den Kopf auf der Böschung, bewegungslos.

Vielleicht sollte sie vorbeifahren und Hilfe holen. Sie konnte es nicht. Sie besann sich auch gar nicht. Sie

fuhr den Wagen an den linken Grabenrand, stieg aus und ging, sich durch den Wind kämpfend, auf die andere Straßenseite hinüber — auf den Mann zu.

Und blieb mitten auf dem Weg stehen, den Mund halb geöffnet, die Augen entsetzt auf den verunglückten Wagen gerichtet.

Sie hatte die Limousine ihres Vaters erkannt.

9.

Mit zwei Sähen war sie neben dem liegenden Mann. „Sid!“ schrie sie und kniete neben ihm. „Um Gotteswillen — Sid, was ist Ihnen?“

Der Chauffeur gab keine Antwort. Er hatte den Kopf auf die Seite gelegt, seine linke Schulter war voll Staub und Schmutz, er war ohne Besinnung. Aber er atmete regelmäßig mit leisem Stöhnen, die Lippen etwas von den Zähnen gehoben. Um seine Stirne — und das war das, worauf Janet Gregory jetzt am längsten blickte — war ein Taschentuch geschlungen, auf dem dunkle, feuchte Flecken erschienen.

Sie sah sich verzweifelt um. Weder im Lichtkreis der Scheinwerfer ihres kleinen Wagens noch in dem matten der Limousine war jemand zu sehen. Sie rief einen Augenblick ratlos in die Finsternis hinein: „Hilf!“

Der Sturm, der über die dunklen Felder gebräust kam, verwehte ihre Stimme. Es kam keine Antwort. Das hätte sie sich denken können.

Dann hatte sie das Verlangen, festzustellen, wie das Unglück geschehen war. Sie holte eine Taschenlampe aus dem Innern ihres Wagens und machte sich Licht.

Die Limousine ihres Vaters lag schief nach links vorn. Die beiden Räder auf der rechten Seite schwebten einen Fuß hoch in der Luft. Das linke Vorderrad war spurlos verschwunden. Das nackte Achsenende bohrte sich in diejenige Wand des Grabens. An der Achse selbst war kaum eine Beschädigung zu erkennen, aber das linke Ende der Stoßstange war vom Anprall verbogen und die Schutzscheibe war vollkommen zersplittert.

Janet stand ratlos vor dieser Art Unfall. Sie hatte so etwas noch nie gesehen. „Wo ist denn das linke Vorderrad?“ sagte sie vor sich hin und ließ die Taschenlampe über den Boden spielen. Und dann sah sie es: es lag ein paar Meter weiter, mitten im Feld. Sie stieg über den schmalen Graben und sah sich das Rad an. Es war völlig unversehrt, weder am Pneu noch an den Speichen war irgendeine Verletzung zu bemerken. Sie ging wieder zurück — ratloser als vorher. Sie konnte sich die Sache nicht erklären. Wieder kniete sie neben Sid und versuchte, ihn zur Besinnung zu bringen. Vergeblich. Sie steckte sich rasch eine Zigarette an und sah auf ihre Armbanduhr. Es war halb drei durch. Sie erhob sich, schüttelte die Saline aus ihrem Kleid und rannte zu ihrem Wagen, als sie von weitem einen Laut hörte: ein Fuhrwerk, das ihr entgegenkam. Sie lauschte gespannt.

Hinter den Büschen tauchte ein Licht auf. Sie gab Blinkzeichen mit ihren Scheinwerfern. Dann erschien ein Lastauto im Lichtkreis, hielt in einiger Entfernung und drei Männer sprangen herab.

„Hallo —“, rief sie, „... hier ist ein Unglück passiert!“

Die Männer stapften in ihren schweren Stiefeln auf das junge Mädchen zu. Sie waren ländlich gekleidet, die Enden ihrer derben Wollschals flatterten im Sturm, und sie hielten ihre Mützen fest, während sie Janet eine Weile stumm betrachteten. Janet, zwischen Mißtrauen und Hoffnung, ließ ihre Augen von einem zum andern streifen. Schließlich sagte einer der Männer: „Ja — wir haben schon gehört. Rufen Sie auch gerade des Weges?“

„Ja — von London. Ich wollte nach Garlands Green, als ich — — das hier fand. Bitte, bringen Sie Sid schnell zu einem Arzt!“

„Sid!“ sagte einer der Männer fragend und sah sich in der Dunkelheit um.

„Driiben liegt er.“

Zwei der Männer gingen zu dem Verletzten. Der dritte wollte ihnen folgen — blieb aber stehen und sah Janet an. „Wieso Sid, kennen Sie ihn?“

„Ja — das ist der Wagen meines Vaters.“

„Ach —“, sagte der Mann plötzlich und zog an seiner Mütze, „jetzt erkenne ich Sie ja — Sie sind Miß Gregory. Sie sprachen vor einer Woche in meiner Gaststube mit Inspektor Foster — stimmt's nicht?“

„Natürlich!“ sagte sie, ungeheuer erleichtert und erfreut, in dieser schrecklichen Stunde jemand zu treffen, der sie kannte. „Sie sind der Wirt von dem Gasthaus da oben? Sie werden mir helfen — nicht wahr?“

„Selbstverständlich, Miß Gregory! Ich hätte auf alle Fälle geholfen.“ Sie gingen zu der Stelle, wo Sid lag.

„Tot ist er nicht!“ sagte der Mann, der sich mit ihm beschäftigt hatte. „Aber er scheint mächtig mit dem Schädel auf die Steine gebumst zu sein.“

„Wie war das nur möglich?“

Die Antwort kam aus dem Felde, wo der dritte der Männer das Rad aufgerichtet hatte. Er rollte es auf die Landstraße. „Das linke Vorderrad hat sich von der Achse gelöst, während er fuhr.“

„Aber wie war das möglich?“

Der Mann zuckte die Achseln. „Gegengefahren scheint er ja nirgends zu sein. War wohl locker — nicht richtig verplintet!“

„Wie konnte das sein? Sid war doch sonst so gewissenhaft!“

„Na — hebt ihn mal auf den Wagen!“ sagte der Wirt, der eine Lampe mitgebracht hatte. Er zündete sie an. „Das wollen wir mal an die Limousine da hängen, bis wir sie wegstreuen. Sonst fährt noch jemand dagegen.“

Janet wollte helfen, den Chauffeur in den Wagen zu tragen. Er blieb in seiner Bewußtlosigkeit, stöhnte bei jedem Schritt, den seine Träger machten. Das Tuch fiel von seinem Kopf. Janet hob es auf und als der Chauffeur auf dem Wagen lag, band sie es noch einmal um seine Stirn. Er blutete nicht mehr, äußerlich war bis auf eine Schramme über den Augen nichts von Verletzung zu erkennen. Sie sah einen Augenblick das Tuch an. In einer Ecke war ein Monogramm: J. G.

Sie konnte sich selbst keine Rechenschaft darüber geben, warum ihr das Monogramm so einen Eindruck machte. Aber ihr Gedächtnis hielt es in einem Winkel fest: J. G.

Und plötzlich fiel Janet etwas ein. „Wie kamen Sie überhaupt hierher?“ wandte sie sich an den Wirt.

„Ein Herr kam vorbei, klopfte an das Fenster und sagte, auf dieser Strecke sei der Wagen des Syndikus Gregory verunglückt. Er selbst könne sich nicht aufhalten, wir sollten doch mal zusehen!“

„Wer war das?“

„Ich kannte ihn nicht — habe ihn nie gesehen. Er hatte es so eilig. Er war in einem Wagen und fuhr gleich wieder weiter.“

„War er allein?“

„Ja.“

„Und er wußte, daß das der Wagen meines Vaters war?“

„Er sagte es.“

„Aber Sie haben sich doch seine Nummer gemerkt?“

Der Wirt kratzte sich den Kopf. „Ne — leider nicht! — Wissen Sie, Miß Gregory, wir waren eben erst aus dem Schlaf geweckt — und natürlich ein bißchen erschrocken über das, was er sagte. Wir haben uns auch sofort auf den Weg gemacht. Da haben wir ihm nicht weiter nachgesehen!“

„Dumm!“ Janet biß sich ärgerlich auf die Lippen. „Wissen Sie wenigstens, wie der Wagen aussah?“

„Ja“, sagte er eifrig, „das weiß ich. Es war ein dunkelgelber Roadster.“

(Fortsetzung folgt.)

Die Flucht aufs Meer.

Von Heinrich Reis.

Am Ende des kleinen Fischerdorfes gegen die See zu, wie ein Vorposten der Häuser die volle Brust dem Meerewind bietend, steht eine verlassen, armselige Hütte. Sie hat keinen Bewohner, nur ein rohgezimmertes Tisch ist darin und eine Wandbank, die Fensterscheiben sind zerbrochen, durch das bröckelnde Dach rieselt der Regen. Flugland ist hereingeweht und deckt den Boden mit dünner Staubschicht, Schwämme und graues Moos haben sich an den Wänden angesiedelt, Vinsengras bewuchert den Fußsteig vor der Tür. Bisweilen suchen Kinder hier einen Tummelplatz ihres Spieles, doch keine sorgende Hand verstopft die Windlöcher, wehrt dem Regenwehen und dem wirbelnden Sand, die das menschengeschaffene Vollwerk langsam bezwingen. Unter den Fischern aber, die schwer schleppend an der Last der Netze und der Fischläbel heimwärts lehren, lebt noch die Geschichte der seit Jahren vereinsamten, dem Wetter und den Stürmen preisgegebenen Wohnstatt.

Da hauste einst mit seiner Mutter Sven, ein junger Fischer, hoch und stämmig von Gestalt wie der früh ins Wellengrab gesunkene Vater; da blieb er auch nach der Mutter Tod, nach einer jungen Frau Anschau haltend, die ihm helfen sollte, den ähnlichen Jungschaft zu bestellen. Und bald war aus der schönen Stine, ein Schifferkind, seine Wahl gefallen. Doch Stines Vater hatte mit der Tochter, um deren blühend jugendfrischen Reiz sich viele bewarben, höhere Pläne. Er sah gern im Krug, trank mehr, als die schmale Wirtschaft ihm abwarf, und hatte seine Freude daran, auch die seinen abenteuerlichen Seefahrtsgeschichten lauschenden Zechbrüder freizuhalten. Darum wünschte er einen Schwiegersohn, der viel blanker Taler im Beutel hatte, nicht einen Hungerleider wie Sven, der, wenn sein häßliches Gesicht und sein statlicher Wuchs auch den Mädchen gefielen, kaum genug für sich selber in mühsamen Fischzügen aus dem Wasser holte.

Stine freilich war Sven von Herzen zugetan, und ihre Reigung ward zu rechter Liebe, als der junge Fischer eines Tages in Gefahr und Sturmesnot sich als Held erprobte, wie ihn jede Mut und Stärke bewundernde Mädchenseele ersehnt. Da war ein Rutter in rasendem Unwetter schiffbrüchig geworden, wild prasselten die Wellen gegen die Rüste, und keiner von den sturmgeübten Seefahrern getraute, zur Rettung der Fremden in die brüllende Flut wie in einen gähenden Todesrachen zu rubern. Sven aber zog sein Boot ins Wasser, sein grimmer Spott riß einige der Kühnsten, vor der Wut der Elemente noch Jaudernden mit, hochgeschleudert über Wellenberge erreichte das schwankte Fahrzeug den gestrandeten Rutter, entriß die Überlebenden der Belagung dem nassen Tod und lehrte zurück, halb tot und schwer gefüllt von Wasser, doch mit glücklicher geborgener, kostbarer lebendiger Frucht. Unter den Zuschauern, die neugierig-ängstlich am Ufer das Rettungswort bestaunten, war auch Stine, und hatte ihr Herz um Svens Rückkunft heftig geschlagen, nun war es ganz dem mutigen Retter zu eigen.

Um des Vaters Schimpfen und Drohen unbekümmert, trafen sich die Liebenden, wanderten umschlungen über die Dünenketten, in die Unendlichkeit des stürmenden Meeres den Blick gerichtet, zur Sonne schauend, die mit purpurn und violett strahlenden Tinten über dem Wasser versank. Durch böswillige Reiber unterrichtet, erfuhr der Alte schnell von Stines heimlichen Gängen. Sein kleines Anwesen war verschuldet, er brauchte einen starken Helfer, der ihn die Notkünde des fälligen Zinstermins überwinden ließ; daher beschloß er seinerseits, der Herzenswahl des Mädchens zuvorzukommen, und es geschah, daß er einen begüterten Handelsmann kennen lernte, der im Dorf die Fische aufkaufte und gern des Alten Redeschwall hinnahm, da ihm die reizvolle Schönheit der Tochter längst begehrenswert erschienen war. Und zwischen klirrenden Gläsern kam unter den Männern ein Vertrag zustande, daß an Stines Vater das benötigte Geld bar ausgezahlt werde, daß der Händler es unternehmen wolle, die gesamte Schuldsomme käuflich zu erwerben gegen das Versprechen des Alten, er werde allen väterlichen Einfluß aufbieten, die Tochter zur Verbindung mit dem fremden Handelsmann anzuhalten. Handschlag besiegelte die Abmachung, die Stine dem kaum von Angesicht Bekannten anverlobte.

Das Wort des Vaters, das Gelöbnis von Hand zu Hand und Mund zu Mund aber galt in dem Dorfe noch als rechtmäßiger Verspruch, und überall nannte man seitdem, wie sich durch des Alten Geschwätzigkeit die Abmachung rasch verbreitete, den fremden Händler Stines künftigen Bräutigam. Auch zu Sven kam die Kunde, und heftig forderte er von der Geliebten eine Erklärung. Es mochte die Sicherheit des Besitzes sein, die ihn zu harter, unkluger Rede hinriß. Da erstand in Stine der freie Stolz der Küstenbewohner, die kein Gesetz über ihrem ungebeugten Willen anerkennen, sie fand ihre klare Treue, ihr reines Gefühl verächtlich und mißachtet, die Reizbarkeit der Stimmung vergrößerte das Mißverständnis, und die Liebenden schieden in erbittertem Zwist. Diese zufällige Unterstützung ihrer Pläne wußten Vater und Freier nach Kräften auszubenten, sie merkten die Verstimmung

Stines gegen Sven, und mit Lachen und Schmeichelei, mit Ausmalung des schönen, sorglosen Lebens, das sie finden werde, mit Anpreisung der Annehmlichkeiten eines sicheren Heims, einer geborgenen Zufriedenheit, gelang es ihnen, das Mädchen zu halb widerwilliger Zusage zu bestimmen. Der Vater sah begehrtlich vor sich das Blitzen der Silbertaler, noch den Wein, der ihm nun in der Schenke aus funkelnden Gläsern zufließen werde, und der Händler umwarb Stine mit den Vertraulichkeiten bald erfüllten Eheglücks.

In ihr war Widerstreit ungeklärter Gefühle, sie ersehnte eine Lösung und wünschte doch zugleich den Tag der Entscheidung weit hinausgeschoben. Noch haderte sie mit Sven um seine böse, herrische Sprache, aber fern und fremd ihrem Herzen war auch der Verlobte, dessen Zärtlichkeit sie nur widerstrebend empfing. Der Vater drängte auf schnelle Vermählung, als sei er schon einer plötzlichen Sinnesänderung der Tochter gewärtig. Die Hochzeit wurde festgesetzt, ohne daß Stine in ihrer Ratlosigkeit zu ernstlichem Widerstand die Kraft fand.

Wohl hat sie nun den Vater, er möge ihr noch Frist und Bedenkzeit gewähren; der Alte lachte nur, er wollte sich die so nahe lodenden Taler und Weinträge nicht mehr aus der Hand reifen lassen. Aber in Stine klappte der Zwiespalt immer schmerzlicher, je näher der Hochzeitstag herankam. Sie hörte aus Reden des Dorfes, daß man sie um ihre Zukunft neidete, manches Mädchen hätte gern mit ihr getauscht, des arbeitsartigen Alltags ledig zu werden; doch dies Wissen gab ihr nicht Zufriedenheit, sondern verstärkte noch ihre innere Unruhe. Nun erst erkannte sie, es möge wohl scheinen, als habe sie Svens Liebe um Reichtum und Gewinn verraten; nun begriff sie seinen Born, sah, daß sie auf dem Wege war, sich an einen Ungeliebten zu verkaufen. Und wilder noch als damals, da sie Svens bitter verdächtigende Reden hörte, flammte ihr freier Stolz und erwachte in ihr etwas von abenteuerfroher Ungebundenheit des Blutes. Es war am Vorabend der Hochzeit, schon wurde das Haus des Vaters geschmückt, schon rüstete man im Krug zu frohglänzendender Feier, an der das halbe Dorf teilnehmen sollte: da entwich sie in der sinkenden Dunkelheit, pochte an die Hütte am Meer, in die Sven, mürrisch unzufrieden auch nach glücklichem Tagewort, heimgekehrt war.

Ratlos verblüfft sah der junge Fischer die einst Geliebte auf der Schwelle. Stine kam ausgebreiteten Armes ihm entgegen, in Svens Nähe löste sich der Kummer, den sie lange erstickt in sich getragen, an seiner Brust weinte sie sich aus. Da zerbrach auch seine Härte, aus Mitleid fühlte er die alte Liebe heißer emporflammen, und die Lippen suchten sich und fanden sich zu langem Kuß. Die Zukunft beratend, laßen die beiden in der Nacht beim trüb schwelenden Licht der Öllampe zusammen. Sie gehörten zueinander, das verspürten sie tief, aber nun war es zu spät. Sanft wollte Sven die Geliebte zurückleiten zum Vater und zur Pflicht. Sie schüttelte nur den Kopf, und plötzlich wuchs in ihr der Gedanke der Ferne, des Meeres, das sie freundlich tragen und fortgeleiten werde zu unbekannten Schicksal; weit fort von dem Dorf in ein neues Leben des Glücks oder in gemeinsam bestandene Not. Und kaum ausgesprochen, zündete der Einfall auch in Svens schon bereitem Entfassen, eifrig raffen vier Hände, was von Bett und Ruß in der Hütte, trugen es zum Boot, und mitten in der Finsternis, nur von blassen Sternen überleuchtet, vertrauen sich die Liebenden dem Segler und der leichten Brise, die von Südwest kommend sie meernwärts führte, ungewiß des Morgens und doch erfüllt im nothhaft erlöschten Beieinandersein. Fern versanken die letzten Lichter der Küste, bald waren sie allein, nur von Wellen umstrudelt, umraunt von den leisen Stimmen fernfunkelnder Unendlichkeit.

Von dem Boot und seinen Insassen war seitdem jede Spur verloren, nur ein am anderen Morgen landender Fischdampfer brachte Kunde von einem Segel, das er vor seinem Bug im Zwielicht vorübergleiten sah. Verwaist blieb Svens Hütte, und noch heute wissen die Fischer des Dorfes nicht, ob die Flüchtigen irgendwo an fremder Küste zu einem neuen Dasein von Nähe und Kleinem, in sich zufriedenen Glück gelandet oder untergegangen sind in der Weite des gleichförmig über unzählige Geheimnisse dahintauschenden Meeres.

Südlicher Lärm.

Von Elfe Kabe.

Gewiß: man fährt nicht nach Italien, um sich dort gute Nerven zu holen, man muß sie im Gegenteil mitbringen. Schon, weil es soviel zu sehen gibt, denn auch das Schauen ist Arbeit und Genuß zugleich und verträgt keine abgenutzten Nerven. Also ist man für diese Tätigkeit, so gut wie in diesem Zeitalter möglich, ausgerüstet.

Doch hinter dem — welche Wohltat! — automobilsreifen Venedig erkennt man, daß noch an einem anderen Nervenstrang anfangs gezupft, je weiter südlich man aber gelangt, gezerrt wird. Und das ganz ahnungslos, nebenbei, mit einem

fast kindlichen Vergnügen, als gäben die Italiener das ihrer Landschaft, großzügig wie sie nun einmal sind, als Zugabe. Wer zum Vergnügen umherreist, nimmt den südlichen Lärm als ein Kuriozum hin und entsinnt sich später seiner nicht weniger entzückt als des Gesanges auf dem Canale-Grande. Aber wenn man sich hier einleben und gar arbeiten will, fragt man nach einigen Wochen die seit Jahren ansässigen Landsleute:

„Sagen Sie mir, um Gottes willen, wie halten Sie denn das aus?“

Dann greifen sie lächelnd in die Tasche und zeigen zwei Antiphone oder wie die Ohrenstopfer sonst noch heißen und meinen resignierend:

„Bei der Arbeit helfen wir uns damit. Sonst aber spektakeln wir eben mit. Sie sollen mal sehen, wie Ihnen das später Spaß machen wird.“

Und sie mögen nicht unrecht haben, denn wenn ich hier in den Bergen umherwandere und plötzlich, auf einem Gipfel, keinen Laut mehr höre bin ich wahrhaftig schon in Versuchung, zu singen oder zu pfeifen wie die Italiener, damit ich nicht ohne menschlichen Laut bleibe, ich könnte ja sonst vermuten, daß die Welt gestorben sei. Es ist nur ein Glüd, daß der Italiener eine angenehme Singstimme hat. Hier unten in Sizilien gar hört man meist einen ungemein reizvollen Singang in Moll, melodisch und doch ohne bestimmte Melodie, so, daß er fast an russische Balalaikamusik erinnert. Nachbarn in der Bahn, die Droschkentreiber auf dem Bod, Straßenpassanten summen sie, scheinbar gedankenlos, vor sich hin.

Das ist eine der angenehmen Geräusche; der Morgen beginnt zunächst mit einigen unangenehmen, die Sizilien zwar nicht als Privileg für sich hat, sondern im Gegenteil vom Norden bezog: Straßenbahn, Eisenbahn, Auto, Motorrad, doch hier ist alles potenziert und enger zu den Menschen gerückt. Die Straßenbahn zum Beispiel rattert dicht am Rande der Straße auf so lockeren Schienen, daß die dünnwandigen Häuser erzittern; es ist im übrigen selbstverständlich, daß der Wagenführer an seiner gellenden Glode, der Schaffner an seiner schrillen Pfeife schon um fünf Uhr morgens großes Vergnügen findet. Zur gleichen Zeit läuft die Eisenbahn über und unter der Erde durch das Herz der Stadt; sie ist verpflichtet, vor jeder Einfahrt einen warnenden Pfiff auszustosen. Wer schon einmal an einem Bahnhof gewohnt hat, wird wissen, was es heißt, in Sizilien in der Nähe eines der vielen Tunnels jeden Morgen gegen fünf Uhr geweckt zu werden. Das nach diesem Schreden begonnene Herzklopfen will gerade verebben, da fangen die Motorräder an, Atem zu holen. Anscheinend fahren viele Sizilianer auf billigen oder alten Maschinen so früh zu ihren Arbeitsstätten. Die Autos sind noch erträglicher, obgleich man in jeder Nebenstraße mindestens eine Garage findet. Daß man auch noch eine Tankstelle in der Nähe hat, vor der jeden Morgen die Autobusse aufmarschieren, ist ein besonderes Malheur.

Nachdem man aber, ganz allgemein unserer gehobenen Kultur gemäß, auf den Tag vorbereitet ist, hat man Gelegenheit, auf die sizilianischen Besonderheiten zu achten. Zuerst erscheinen, furchtbar schreiend, ein Mann und ein Knabe mit zwei Kühen, denen in einiger Entfernung — langsam sich tummelnd und an den Kehrichthaufen schnuppernd — zwei Kälber folgen. Der Milchverkauf soll eröffnet werden, und es wäre nur nötig, das einfache Wort „Latte“ den Kunden zuzurufen, die anscheinend noch schlafen; denn es dauert sehr lange, bis sie, nordürftig bekleidet, mit ihren Milchflaschen erscheinen, das sich anhört, als wäre es aus „Cavalleria rusticana“ entnommen, wenn der ganze Chor durcheinanderfingert. Als sie endlich beruhigt auf der Bordschwelle sitzen und ihre Kühe melken, zeigen sich die ersten Konkurrenten vom Gemüsehandel. Einer überbietet den anderen an Geschrei, und wenn die Palermitaner Hausfrauen ihr Körbchen an langer Schnur heruntergelassen haben, kommt die Unterhaltung zwischen oben und unten in Gang.

Der Mann mit den Kühen, der eigenartigerweise fast jeden Morgen bei dem doch scheinbar so einfachen Milchverkauf mit seinen Kunden in sehr wortreiche Streitigkeiten gerät, ist kaum verschwunden, da treten etwa dreißig Ziegen auf, um ihre Ware abzuliefern. Sie trotten so still daher und tun keinem Menschen etwas, aber ihr Gierie schreit sie an, als ob sie Rekruten wären, besonders wenn sie zu starkes Interesse für die vom Mattaronibäder vor die Türe gehängten gelben Schnüre zeigen und ein wenig daran knabbern wollen.

Von dem Augenblick an, da eine Fabrikfabrik ihre Geheul fertiggestellt hat, geht erst der richtige Spektakel los. Alle Schwären und Gebrauchsgegenstände werden schreiend durch

die Straßen getragen, und zwar mit einer besonderen Freude an einem sirenenartigen Geheul, als wären sie vom Fabrikhof musikalisch inspiziert. Sie ziehen die Endsilbe mit so langem Atem auf und ab, daß jede Koloraturfängerin sie beneiden könnte.

Man darf getrost sagen, daß in manchen belebten Vierteln zwischen acht und zwölf Uhr diese Ruhe nicht einen Augenblick nachlassen, da nun auch die Kinder auf dem Schulwege sich in ihrer Imitation üben, und sie bringen es darin mit ihren kräftigen Stimmen noch weiter als die oft schon heiser geschrienen Fische, Fleisch, Knoblauch, Glas, Emaille, Bonbon- und Obsthändler oder was sonst noch auf der Straße sein Geschäft betreibt. Je kleiner der Gegenstand, umso größer das Geschrei. Einmal lief ein alter Mann mit einem ununterbrochenen Gebrüll durch die Straßen ohne Atempausen. Und was hatte der Mann in dem Rästchen, das er vor sich hertrug und so heftig anpries? Nähnadeln, kleine schwarze Briefe mit Nähnadeln.

Sehr hübsch und poetisch soll manchmal der Inhalt der langen Reden sein, die manche Fruchtverkäufer ihren Kunden im sizilianischen Dialekt halten. Etwa mit der Einleitung: „Heute nacht habe ich von meinen wunderbaren Apfelsinen geträumt.“ Und gern bleibt man stehen, wenn die jungen Burjken sich malerisch an ihre xylophonhaft spielenden Vierteltänzen lehnen und mit auffallend reinen Stimmen, dramatisch belebt, ihre musikalischen Vorträge halten. Auch das beständige Läuten der buntgeputzten Eisel, die vor die zweirädrigen Sizilianerlarren gespannt sind, klingt zwischen den vielen Rüstönen angenehm. Aber zuweilen fangen diese geduldigen Tiere an zu schreien, als sollten sie auf die Schlachtbank geführt werden; es scheint jedoch ein Laut des Wohlgefühls zu sein.

Der Mittagslärm verstummt auch während der Mittagsstunden nicht, denn die gebotenen Fische, Pfannkuchen und andere fertige Mahlzeiten werden in großen Tiegeln auf den Köpfen ausgetragen. Zwischendurch hört man nur noch das Hämmern, Sägen, Feilen der verschiedenen Handwerker, die ihre Arbeit vor der Tür erledigen, kleine Geräusche, die im allgemeinen Tumult untertauchen und nur stören, wenn sie in der Werkstatt selbst dröhnen, die vielleicht gerade unter dem Arbeitssimmer eines geistig beschäftigten Menschen liegt. Hier, wo die Paläste dicht neben den Elendswohnungen liegen, ist das natürlich selbst in den sogenannten „besten“ Gegenden möglich.

Um acht Uhr abends verstummen die menschlichen Laute in den Nebenstraßen so plötzlich, daß es geradezu unheimlich wird und man endlich auch auf die Geräusche im Hause achtet. Der Besitzer der so günstig gelegenen Pension hat sein Grammophon aufgestellt, der Nachbar zur Linken pumpt an seiner Mandoline, während er sich gleichzeitig mit zwei Freunden unterhält, und eine Frauenstimme ruft so lange „Emilio“, bis sie dessen überdrüssig geworden ist, eine kleine Pause macht und mit frischer Stimmkraft von neuem beginnt.

Dann wird es allmählich wirklich still, so still, daß man sogar das Jauchzen und Kreischen der auf den Sonnenterrassen umhergleitenden Kater und Katzen vernimmt. Wenn nach Mitternacht der erste Hahn zu krähen beginnt, ist einem die Ruhe schon so sehr auf die Nerven gefallen, daß man, unterhalten von den nun folgenden Hahnenstößen, den ersten recht anhaltenden, auf dem Trommelfell tanzenden Bahnpfiff kaum noch erwarten kann.

Wußten Sie das schon?

Die Zensur für Bühnenwerke wurde in der Vergangenheit sehr streng ausgeübt. Im alten Griechenland zum Beispiel durfte keine gewalttätige Handlung auf der Bühne gezeigt werden. In Frankreich galt es zu gewissen Zeiten als taktlos, von dem Taschentuch einer Dame zu sprechen.

Das heutige Tennisspiel stammt von dem alten „Jeu de Paume“, das im Mittelalter eifrig betrieben wurde und bei dem es darauf ankam, mit der Handfläche einen Ball über einen Erdwall zu schlagen. Später benutzte man eine Art Schläger. Der Hof und die vornehmen Kreise spielten dieses Spiel in geschlossenen Lokalen, den sogenannten Ballhäusern, von denen eines in der Geschichte eine Rolle gespielt hat. In dem alten Ballhaus in Versailles suchten die Abgeordneten des Dritten Standes im Juni 1789 Zuflucht, als ihr eigenes Lokal ihnen gesperrt worden war, und in diesem Ballhaus schworen sie, nicht auseinanderzugehen, bis Frankreich eine freie Verfassung bekommen hätte.